

(7. Fortsetzung.)

„Na, das ist wahr. Und bis wann hätte die Reise geplant?“

„Wir müssen die Gelegenheit erst noch ausbaldornen. Aber der Junge ist ja Abends niemals zu Hause, er kommt immer des Nachts sehr spät zurück. Die Ode schläft wie 'n Murmelthier und der Dienstmädchen und die Köchin schlafen im Hinterhaus.“

„Mit der Frauensammer woll'n wir schon fertig werden. Und wenn der Bengel mir in'n Weg tritt, denn trieg er ein vor den Kopf, ich hab's ihm schon lange zugehacht.“

„Man immer ruhig Blut, Bartels.“

„Was ichleisch Du denn da um einen leeren Stuhl zeigend. Bieleicht machen wir in nächster Zeit wieder ein Geschäftchen zusammen.“

„Na, denn sehen Sie sich mal ein bisschen zu uns“, meinte Hinrichs, mit einer einladenden Handbewegung auf einen leeren Stuhl zeigend.

„Sollen wir noch 'nen Schwarzen trinken?“ fragte Bartels.

„Sieh dahin“, raunte Hinrichs ihm zu. „Da kommt unser Mann!“

„Eine Droßke erster Klasse fuhr vor. Der reich gallonierte Portier öffnete den Schlag und zwei Herren stiegen aus.“

laternen vermodeten die Finsterniß der stürmischen Herbstnacht nicht zu bannen.

„Heute war eine passende Nacht zu unserem Unternehmen“, meinte Bartels mit finsternem Lachen.

„Freilich wohl“, entgegnete Hinrichs. „Aber wir müssen uns zuerst versichern, ob der junge Herr sich zu Hause ist.“

„Dummes Zeug, mit Deinem jungen Herrn! Wenn er mir zwischen die Häufte kommt, dann schlag' ich ihm den Schädel ein.“

„Ne, ne, Bartels. Kein Blut — keinen Todtschlag — ich hab' genug an dem einen.“

„Man war inzwischen in den besseren und belebteren Stadttheil der Leizpiger Straße gekommen. Hier herrschte blendende Helle von der elektrischen Straßenbeleuchtung und dem hellen Lichtschein der vielen Restaurants und Cafés.“

„Vor dem Cafe National, der Sammelstätte der nächtlichen Lebewelt Berlins, blieben Bartels und Hinrichs stehen.“

„Sollen wir noch 'nen Schwarzen trinken?“ fragte Bartels.

„Sieh dahin“, raunte Hinrichs ihm zu. „Da kommt unser Mann!“

ten, er braucht seine Kinder nicht hungern zu lassen. Aber der furchtbare Gedanke: wie soll es werden, wenn Du durch irgend einen Zufall die Arbeit verlierst, quält selbst diesen Glücklichen Tag und Nacht und läßt ihm keine Ruhe und peitscht ihn weiter und weiter in athemloser, nervenschüttelnder, geisteserschütternder Hast.

Friedrich Gerhardt mußte alle Bitterkeiten dieser Jagd nach der Arbeit durchkosten. Er wanderte von einer Arbeitsstätte zur anderen; er studierte den Annoncentheil der Zeitungen und wenn er eine offene Stelle als Portier, als Hausdiener oder dergleichen fand, eilte er dorthin, aber vor ihm waren schon hundert andere dagewesen, und hundert Arbeitsuchende wurden mit ihm zugleich abgewiesen, und nur ein Glücklichler erhielt die Stelle.

Der Winter stand vor der Thür, die Bauthätigkeit stockte, viele Arbeiter wurden entlassen, viele Arbeiter kamen vom Lande, wo sie während des Sommers gearbeitet hatten, in die Stadt und füllten die Arbeitsbureaus und die Arbeitsstätten. Tausende und Abertausende durchwanderten mit Gerhardt die Straßen der Residenzstadt und bettelten um Arbeit und konnten doch keine Arbeit finden und lebten Abends mit müden Füßen und hungrigem Magen in ihre dämpften Asylräume.

Die Arbeiter, welche irgend ein Gewerbe erlernt hatten, fanden noch hier und da ein Unterkommen. Aber Gerhardt verstand nichts als das Bergmannsgewerbe, das hier in der Residenzstadt nutzlos war. Er bot sich in den Fabriken an, als Heizer, als Kohlenzieher an, auf den Bauten als Steinträger, auf den Lagerhöfen als Träger und Bader; aber hier waren die Stellen alle besetzt, dort war er zu alt für die Stelle; an einer dritten Stelle ward ihm ein allzu targer Lohn geboten, so daß er selbst kaum das Leben für sich allein hätte.

Er fand keine Arbeit — wohl einmal auf einige Tage eine zufällige Beschäftigung — dann aber sah er sich der Arbeitslosigkeit wieder preisgegeben, irrte ziellos in den Straßen der Residenzstadt umher, am Abends trostlos, erfüllt von Bitterkeit in die Wohnung heimzukehren, aus der nach und nach jede Bequemlichkeit, jeder noch so kleine Komfort verschwunden war, um dem Elend, der Armut, dem Hunger Platz zu machen.

13. Kapitel. Arbeit, Arbeit! Harte, schwere ununterbrochene Arbeit! Arbeit ohne aufzuhören! Arbeit Tag und Nacht! Kaum daß die wenigen Feiertage eine kurze Pause, eine kurze Unterbrechung gewährten, und selbst an diesen Feiertagen schwebt die Sorge um die Arbeit über den Tausenden und Abertausenden von Familien, welche da draußen im spärlichen Grün des Grunewaldes, in den lauschigen Spaziergängen des Thiergartens, des Friedrichshagens oder in den weiten, fahlen Gärten der Restaurants die wenigen Stunden der Ruhe in fliegender Hast genießen. Arbeit scheint das Lösungswort für die Millionenstadt geworden zu sein. Und nicht jene Arbeit, welche den Geist erfrischt, welche den Körper stärkt und kräftig erhebt, nicht jene Arbeit, welche uns gleichsam zur zweiten Natur, und lieb und werth gemordet ist, sondern eine aufreibende, Körper und Geist erschöpfende, Nerven anspannende Arbeit, hinter der das höhlige Gespenst der Noth, der Sorge, der Armut, des Hungers steht. Jene Arbeit um das tägliche, tägliche Brot der Frau und Kinder! Jene Arbeit, die gleich einem Alp auf uns lastet, weil der Dämon der geringen Arbeitslohnigkeit mit all' seinen Schreden hinter ihr steht.

Die Arbeit ist gleichsam ein gesuchter Artikel in der Millionenstadt, in der sich aus Ost und West, aus Nord und Süd Tausende und Abertausende zusammenfinden, alle auf der Jagd nach Arbeit, alle in der Hoffnung auf hohen Lohn, auf gutes Leben, auf Reichthum, auf sorgenfreies Leben. Und wie wenige Tausende und Abertausende erreichen ihr Ziel! Dabei auf dem Lande, in ihrem kleinen Heimathdörfchen, in ihrem Dorfe haben sie vielleicht ein einfaches, aber immerhin gesichertes Leben aufgegeben, haben ihr hausfälliges Häuschen verlassen, das ihnen doch Schutz und Schirm gegen Wind und Wetter gab, das ihnen mit seinen kleinen Gärten doch eine wirkliche Heimath bot, um dem glänzenden Phantom der reichgelohnten Arbeit nachzugehen. Und was tauschen sie dafür ein? In dunklen Kellern wohnen sie, oder in Miethskammern zusammengedrückt mit Hunderten von Menschen, in dürftigen Zimmern, die sie meistens noch mit einem oder mehreren Schlafbuden theilen, auf finsternen, feuchten Höfen auf die kaum beim höchsten Stand der Sonne ein freundlicher Strahl fällt und aus denen gleich einem mächtigen Schatten die Sorge, die Noth der Hunger emporsteigt.

Sie leben die glänzendsten Schaulustler; sie sehen alle Herrlichkeiten des Reichthums, sie sehen die strahlenden Aufsenzettel eines reichen, schönen, glücklichen Lebens, und in ihrer Seele erwachen die Dämonen des Neides, der Habgucht, des Hasses und mit finsternen Mienen schleichen sie an den Herrlichkeiten vorbei, zurück in ihre dunklen Kellern, hohen, dämpften Miethskammern und finsternen, feuchten Höfe.

Und glücklich noch der, welcher Arbeit für sich und die Seinen gefunden hat. Er kann wenigstens die notwendigen Lebensbedürfnisse befrie-

den, flüsternde Friedrich Gerhardt, als er an einem stürmischen Novemberabend wiederum von der vergeblichen Jagd nach Arbeit heimkehrte. „Wenn das noch lange so dauert, dann häng' ich mich auf.“

„Und läßt mich und die fünf Gören im Elend zurück“, höhnte Frau Gerhardt. „Das siehst Du ähnlich — Du Nichtsthuer — Du Faulenzer.“

„Vene, ich sag Dir, mach' mich nicht wild! Du hast's gewollt, daß wir nach Berlin zögen — jetzt hast Du's, jetzt forge Du weiter.“

Er streckte ihr drohend die Faust entgegen. Anna fiel ihm in den Arm. „Laß gut sein, Vater“, sagte sie bitternd. „Die Zeiten werden auch wieder besser werden.“

„Na, wenn wir alle verhungert sind“, lachte Frau Gerhardt höhnisch und ging in die Küche. Anna setzte sich wieder an ihre Näharbeit. Ihr Vater zog ein zerrittenes Blatt Papier aus der Tasche; es war ein Annoncenblatt, in das er sich vertiefte.

„Vater“, sagte Anna nach einer Weile zögernd, „ich möchte schon, wie wir aus dem Elend herauskämen.“

„Sieh, Vater, so geht es nicht weiter. Schau Dir doch mal die Kinder an, sie verkommen noch und noch, und wie blühend und gesund waren sie im Herz.“

„Na, das weiß der liebe Gott“, seufzte Gerhardt auf.

„Wie war's nun, Vater, wenn ihr wieder nach dem Herz zurückzögt. Die Großmutter nimmt Euch gewiß wieder auf und in den Bergwerken oder im Forst findest Du jederzeit Arbeit.“

Der Mann schüttelte den Kopf in die Hand und stierte finstern vor sich nieder.

„Na, bei's Theater! — Höre nur mal: Ein großes Theater sucht hundert junge, anständige, hübsche Mädchen, um des Abends als Statistinnen mitzuwirken. Meldungen im Bureau des Germania-theaters. — Na, was sagst Du? Jetzt kannst ja zeigen, ob Dir's ernst ist. Da haste 'n Abendbeschäftigung!“

„Am Theater, Mutter? — Ich verstehe doch nichts davon.“

„Dummes Zeug! Brauchst auch nichts davon zu verstehen, das lernt sich leicht, in schönen Kostümen einherzuzugieren.“

„Mutter, ich kann's nicht.“

„Natürlich, Du kannst nicht! Aber ich sage Dir, am Theater kann man's zu was bringen, wenn man nur Talent hat — dent' an Grete Hänfeler.“

Anna ließ das Haupt sinken. Eine innere Stimme raunte ihr zu, den Rath der Stiefmutter nicht zu befolgen, ein Gefühl der Angst befiel sie, wenn sie an Grete Hänfeler dachte — und doch — die blassen Gesichter, die traurigen Augen ihrer Geschwister — die Verzweiflung ihres Vaters — sie athmete tief auf — „Mutter“, sagte sie dann, „ich werde morgen früh nach dem Theater gehen.“

14. Kapitel. Grete Hänfeler stand in eleganter Moranttoilette vor ihrem Spiegel, und kräufelte sich die Haare. Ihr Zimmer zeigte die üppige Einrichtung des Bourgeois einer Theaterprinzessin, seidene Vorhänge und Spitzengardinen verhüllten die Fenster, schwere Plüschportieren wallten in dichten Falten vor den Thüren nieder.

„Bist Du zu sprechen, Grete?“ fragte Frau Hänfeler, den unfirierten Kopf in die Thür steckend. „Es hat eben geklingelt.“

„Man soll mich heute Morgen in Ruhe lassen“, entgegnete Grete mürrisch. „Ich muß mich ankleiden, um rechtzeitig auf dem Bureau des Germania-theaters zu sein. Der Direktor erwartet mich.“

„Was willst Du denn noch?“

entgegnete Anna in gepreßtem Tone. „Ich weiß aber nicht, ob ich Dir lästig fallen darf.“

„Sei nicht so dumm. Brauchst Du Geld? — Ich bin zwar gerade nicht bei Kasse, aber auf zwanzig Mark kommt es mir nicht an.“

„Du bist sehr freundlich, Grete. Eine solche Bitte wollte ich aber nicht aussprechen — ich habe heute Morgen ein Duzend Hemden abgeliefert und das Geld dafür erhalten. So ist für einige Tage wieder gesorgt.“

„Na, was willst Du denn?“

„Ich möchte ans Theater gehen“, plägte Anna heraus, indem eine bunte Blutwelle ihr blasses Gesicht überfluthete.

„Grete lachte laut auf. „Du willst ans Theater? — Das ist ja köstlich!“

„Anna holte aus ihrem Portemonnaie die Annonce heraus, durch welche junge Mädchen für das Germania-theater gesucht wurden, und reichte das Papier Grete hin.“

„Ich möchte mich auf die Annonce hin melden“, sagte sie zögernd. „Aber ich bin ja so unerfahren und da glaubst Du, Du könntest mir einen Rath erteilen.“

„Grete warf einen Blick auf die Annonce. „Na, ich habe sie schon gelesen“, entgegnete sie, ernst werdend. „Das wäre allerdings etwas für Dich.“

„Wirklich?“ rief Anna erfreut. „Und das beste ist“, fuhr Grete fort, „daß ich Dir zu einer Anstellung verhelfen kann.“



— „Was bringen Sie da für ein großes Album mit?“ — „Da sind meine sämtlichen Herzschaften drin, die ich selber photographirt habe.“